

Goldene Schildkröten

Autor(en): **Masciadri, Virgilio**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaahrsblätter**

Band (Jahr): **87 (2013)**

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-559111>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Virgilio Masciadri

Goldene Schildkröten

Da war sie wieder, diese Melodie. Durch den Ton von Strassenmusikanten frisst sich mit der Zeit das Grau der Gehsteige, ihr Klang wird farblos, kaugum-mifleckig, wie alter Asphalt. Nur diese Saxophonweise blieb unverkennbar, dachte Hottiger, während er sich von der Rolltreppe in den Hauptbahnhof hinauftra-gen liess: Hatte er das Instrument nicht von Anfang an gehört, am Bellevue zuerst, als er von seinem Besuch bei Lerch zurückkam?

Auf der grossen Tafel mit den Abfahrtszeiten fand er den Zug nicht, den er suchte – natürlich, der hatte in Zürich Endstation. Es beruhigte Hottiger, wenn er sich selber auf einer Torheit ertappte. Schon als er noch bei der Polizei arbei-tete, war es seine Stärke gewesen, eigene Dummheiten zu bemerken, ehe er sie aussprach. Es hatte ihm den Ruf der Schweigsamkeit eingetragen, und seine Vorgesetzten, die gern viel redeten, meinten hinter vorgehaltener Hand, er sei auf unangenehme Weise intelligent. Hottiger war froh, dass er, als Meissner in Pension ging, der ihn als einziger gemocht hatte, und die Polizeivorsteherin den unausstehlichen Döbeli zum Chef beförderte, seinen Abschied nehmen und sich als Privatdetektiv unabhängig machen konnte.

In der Halle zeigte ein kleinerer Bildschirm auch die Ankunftszeiten der Züge an. Auf eine Verspätung war Hottiger gefasst, bei dem dichten Neuschnee. Ihn störte das nicht, er liebte den Winter, besonders an Tagen wie diesem, wo schon die Morgendämmerung voller lautlos fallender Flocken gewesen war. Während er nachmittags mit einer Kundin im Café Select sass, zog dann der Schneepflug zweimal rasselnd den Limmatquai hinab. Hottiger war dort über jede Ablenkung froh gewesen. Die Dame brachte ihm bloss einen jener Dutzendfälle, die man halt annahm, wenn man Geld brauchte: vermutete Untreue des Ehemannes, faktisch eher die Suche nach einem Vorwand, ihn

gewinnbringend loszuwerden. Auch bei Hottiger stand nicht jeden Tag ein Nationalrat Lerch vor der Tür.

Ja, bestätigte ihm ein freundlicher Bahnangestellter: In Ostfrankreich schneie es ebenfalls, der TGV sei bei Dijon stecken geblieben, und vor Belfort nochmals. Nun habe der Zug Basel verlassen, auch die Weichenstörung bei Zeihen vom Nachmittag sei behoben. Ob er mit einem bestimmten Fahrgast in Kontakt treten müsse? Man könne ihn ausrufen lassen. Hottiger winkte ab. Maître M. war Franzose und musste gewohnt sein, dass beim Zugfahren etwas schief gehen konnte.

Um in der Halle zu warten, fand Hottiger es zu kalt. Er schlenderte an den Restaurants vorbei: Alle waren an diesem Freitagabend bis auf den letzten Platz besetzt. Und der Gedanke an das Saxophon liess ihn gerade hier nicht los: Träge klang ihm die Melodie im Ohr, schleppend und zerdehnt, doch ohne Zauber. Kein anderes Instrument klingt derart banal und katzengolden, wenn es nicht gut gespielt wird. Anfangs hatte Hottiger sich umgesehen, wenn er es vernahm – und jedesmal schien der Musikant hinter der nächsten Hausecke zu stehen, oder er verstummte plötzlich, sodass man nicht mehr wusste, wo suchen. Einzig die Melodie blieb bei ihm hängen, wie eine fixe Idee. Sobald Hottiger das Dossier Lerch aufschlug, schlich sie sich ein, leise, fast unmerklich. Schliesslich hatte er begriffen, dass er den Musikanten nicht suchen musste. Er wusste, wer es war – und Maître M. würde ihm heute Abend sicher recht geben.

In den Bahnhofrestaurants mochte Hottiger nicht bleiben, und den Limmatquai entlang machten sich immer mehr modisch getrimmte Lokale breit, voll von pomadigen Jünglingen, die auf ihren Smartphones herumfingerten, und die Inneneinrichtung stets so hässlich, als hätte ein Schweizer Nachwuchsdesigner dafür einen Förderpreis bekommen. Früher, dachte Hottiger, hatte die Stadt im Winter den depressiven Charme eines verriegelten Kassenschanks verströmt. Seit sie hingegen auf Party machte, war sie oft nur parvenühaft und platt.

In der getäfelten *Weinstube* am Central blieb er von all dem verschont. Hier gab es noch einen runden Stammtisch, wo die Agronomen der ETH beisammensassen, während nebenan grauhaarige Anwälte ihren Feierabendschoppen tranken. Es hatte ihm Lerch auf Anhieb sympathisch gemacht, erinnerte sich Hottiger, dass er ihn zum ersten Gespräch in diesem Lokal treffen wollte. Am Nachmittag müsse er leider, hatte er am Telefon gesagt, unbedingt den 14 Uhr-Zug nach Bern erwischen.

Aber selbst jetzt, auf der Wandbank in der *Weinstube*, verfolgte Hottiger das Saxophon, sobald das Stimmengewirr der Gäste einen Augenblick abflaute. Das Instrument klang verzerrt, als variere jemand die Melodie zum Abschied. Da trat die Serviertochter an seinen Tisch; Hottiger bestellte einen Zweier Dôle. Vielleicht war seine Sympathie für Lerch voreilig gewesen, überlegte er. Schon

dessen Beharren auf Diskretion hätte ihn befremden sollen – als ob Diskretion nicht zu seinem Metier gehörte. Im Hinblick auf die Stellung des Auftraggebers hatte der Wunsch ihm freilich eingeleuchtet.

Lerch gehörte nicht zur ersten Garnitur im Nationalrat. Er hatte seine Karriere als Finanzchef bei einem Stauseeprojekt in den Bündner Alpen begonnen und als energiepolitischer Sprecher seiner Partei mit harten Bandagen gegen die Pro Natura gekämpft. Später sah er sich mit mässigem Erfolg nach neuen Feldern zur Profilierung um. Neuerdings engagierte er sich in der Debatte um das Kulturgütertransfergesetz. In der vorberatenden Kommission brachte er etwa den Antrag ein, für Rückforderungsklagen bei rechtswidrig in die Schweiz eingeführten Kulturgütern die Verjährungsfrist nicht auf dreissig Jahre hinaufzusetzen, sondern bei den bisher geltenden fünf zu belassen. Das erregte Aufsehen, weil sogar Lerchs Parteikollegen fanden, das gehe zu weit. Offenbar wollte er ein Zeichen setzen gegen die allzu bereitwillige Übernahme internationaler Regelungen in schweizerisches Recht – das war gewiss populär. Bloss bei diesem Thema, dachte Hottiger, erreiche man damit höchstens einen kleinen Kreis von Interessierten; so blieb es fraglich, wie der Nationalrat im nächsten Herbst seinen Sitz verteidigen wollte.

Am Dienstagmorgen dann, in der Villa auf der Anhöhe von Zollikon, sah Hottiger bereits klarer. Die Biografie auf der Website der eidgenössischen Räte hatte Lerch als verwitwet gemeldet, jetzt allerdings stellte er ihm zuerst eine Frau vor: Marthe Känzig. Sie schien nicht viel jünger als der Nationalrat (eher untypisch für einen vermögenden älteren Herrn, fand Hottiger), sie trug jedoch ihren schwarzen Lockenschopf mit einem Stirnband hochgebunden, was ihr etwas Jugendliches gab. Über ihren wallenden lila Jupe hatte sie einen weissen Malermantel geworfen.

Der Nationalrat führte den Besucher ins Wohnzimmer. Aus der Fensterfront ging der Blick über immergrüne Hecken auf den See, der in einer milchigen Föhnhelle lag, und während Hottiger sich in einem der schweren Ledersessel niederliess, versuchte er sich zu erinnern, wo er den Namen Marthe Känzig schon gehört hatte. Lerch kam ihm zuvor: Seine Lebensgefährtin, sagte er, sei Kunstmalerin, und er nannte die Galerie unweit des Schiffbaus, wo sie zurzeit ausstellte. Zwei Bilder von ihr zierten die Wände des Wohnzimmers, grosse Papierflächen, über und über mit Grafit bedeckt, Striche von wechselnder Dichte und Intensität, von mattem Dunkelgrau bis zu glänzendem Schwarz, fast wie Schieferschichten. Im Entree hatte ein ähnliches Bild gehangen. Während Marthe Känzig auf Hottigers Höflichkeitsfragen hin von der unbewussten Farbigkeit des Schwarzen sprach, stellte dieser sich vor, wie alle Räume der Villa voll von solchen Grafitbildern waren. Es musste grauenvoll sein.

Dann ging die Malerin in die Küche, um den Herren Kaffee zu machen, und Lerch kam zum Geschäftlichen: Er habe sich schon immer für Kunst interessiert, berichtete er, und ab und zu ein Bild gekauft. Und nachdem seine Kinder erwachsen waren und vor allem nach dem Tod seiner Frau vor fünf Jahren, hätte er im Sammeln jenen Ausgleich zur Politik gefunden, den ihm sein enger gewordenes Familienleben nicht mehr geben konnte. Eine konsequente Linie habe er dabei erst vor kurzem eingeschlagen, nachdem er zuvor eklektisch verfahren sei, erklärte Lerch, das Fremdwort auskostend, je nachdem, was ihm in einer Galerie gerade gefallen hatte. Vor allem das Exotische habe ihn gereizt, bekannte er, die fremden Welten: japanische Holzschnitte, islamisches Schmiedehandwerk, afrikanische Stammeskunst. Erst nach und nach hätte er das zeitgenössische Schaffen schätzen gelernt, auch weil es den Sammler persönlich mit den Künstlern zusammenbringe. Er sei schliesslich Politiker, ein Mann der lebendigen Debatte. Von seinen früheren Erwerbungen habe er das meiste wieder verkauft, mit Ausnahme von ein paar Stücken, zu denen die modernen Werke in einem besonders reizvollen Kontrast stünden.

Hottiger versuchte, sich einen japanischen Holzschnitt vorzustellen, neben dem Marthe Känzigs Gرافitflächen reizvoll wirkten. Doch Lerch führte ihn zu einer Vitrine mit Ankäufen aus seiner exotischen Periode, wie er es nannte: einem vergoldeten Bronze-Ganesha mit langem Rüssel, einer Musikantin aus heller Tang-Keramik, einem präkolumbianischen Tongefäss in Gestalt eines Gürteltiers. Die Reihe wies eine Lücke auf, und weil auf dem Vitrinenboden ein hauchdünner Staubfilm lag, konnte man den ovalen Umriss des fehlenden Gegenstandes erkennen. Dies sei ein ganz besonderes Stück gewesen, betonte Lerch, ein absoluter Gelegenheitskauf: ein Wägegewicht aus Mali, das die Form einer stilisierten Schildkröte aus reinem Gold hatte. Seit ein paar Tagen sei es verschwunden.

Der Verlust sei ihnen am Sonntag aufgefallen, erklärte der Nationalrat, während Marthe Känzig mit dem Kaffee zurückkam. Wann sie das kostbare Objekt zuletzt gesehen hatten, konnte er nicht mit Sicherheit angeben. Frau Lopez, ihre Haushalthilfe, habe er bereits gefragt, sie habe die Vitrine vor einer Woche zuletzt poliert.

Lerch zögerte: Nein, sagte er endlich, Frau Lopez sei unverdächtig. Sie helfe seit mehr als drei Jahren im Haushalt, jeweils montags, und habe zwei erfreuliche Kinder, auch ihr Mann, ein Maurerpolier, wirke seriös. Und es wäre seltsam, wenn man das Verschwinden des Wägegewichts erst nach einer Woche bemerkt hätte, obwohl, setzte er verunsichert hinzu, man weiss ja nie.

Hottiger schüttelte den Kopf: Ich glaube kaum, dass Sie Frau Lopez misstrauen müssen. Oder woher käme dieser Umriss im Staub, wäre das Objekt bei der Reinigung entwendet worden?

Lerch und Marthe Känzig atmeten auf. Hottiger musste lächeln: Es amüsierte ihn jedes Mal, welche Wirkung solche Sherlock-Holmes-Stückchen auf seine Klienten übten – als spürten sie plötzlich wieder den Teppich unter den Füßen, dachte er. Dann wurde er ernst: Hatten Sie am Wochenende Gäste?

Ja, hiess es darauf, am Freitag, nach Marthes Vernissage. Da seien sie hier mit Bekannten zusammengesessen. Hottiger liess sich die Namen angeben: Es waren der Kunsthändler Linus Kälin, der Maler Marek Kornell, eine stadtbekannte Figur, Professor an der Hochschule der Künste, mit einem seiner Schüler, Pit Lehner, sowie Stefan Escher, ein junger Jurist und Kantonalsekretär von Lerchs Partei, der gleich zwei Häuser weiter unten an derselben Strasse wohnte.

Sie kennen diese Personen privat? fragte Hottiger.

Lerch zuckte die Achseln: Nun – Pit Lehner habe er ein paarmal auf Vernissagen gesehen, und Escher sei wohl eher ein Mitarbeiter.

Ob die Vitrine abgeschlossen sei, wechselte Hottiger das Thema. Lerch nickte und liess Marthe den Schlüssel aus seinem Schreibtisch im Arbeitszimmer holen.

Wer alles wisse, wo der Schlüssel lag, bohrte Hottiger sofort nach, während er das Glas der Vitrine musterte. Von blossen Auge schien es blank, nicht die Spur eines Fingerabdrucks.

Lerch zuckte die Achseln: Er habe ab und zu Objekte für seine Besucher herausgenommen; dabei sei leicht zu beobachten, wo er den Schlüssel holte, an dem sogar ein Schildchen *Vitrine WZ* hing. Er habe sonst eben nur ehrliche Leute im Haus.

Hottiger nickte: Gab es einen Moment, wo Ihre Gäste unbeaufsichtigt waren?

Lerch dachte nach, sah unsicher zu Marthe Känzig hinüber.

Ganz am Anfang, meinte diese, da habe sie in der Küche Käse und Brot aufgeschnitten, während Lerch in den Keller gegangen sei, um Wein zu holen.

Und am Schluss? beharrte Hottiger, während sie zur Polstergruppe zurückkehrten.

Die Künstler gingen zuerst, erinnerte sich Marthe Känzig, kurz nach Mitternacht. Kornell wollte Pit zum Hauptbahnhof bringen. Kälin und Lerch zogen sich danach noch ins Büro zurück, um etwas zu besprechen. Stephan Escher half das Zimmer aufräumen, lüften und das Geschirr in die Abwaschmaschine stellen. Escher und Kälin verliessen das Haus später zusammen. Sie erinnere sich, berichtete Marthe Känzig, beim Herunterlassen des Schlafzimmer-Rollos die beiden auf der Strasse gesehen zu haben; sie standen noch im Gespräch vor Eschers Haus, wo Kälin parkiert hatte.

Hottiger notierte die Adressen der Gäste, soweit seine Auftraggeber sie kannten (von Pit Lehner wussten sie bloss, dass er in Wettingen wohnte). Es gebe in London ein Institut, fügte er hinzu, das ein Verzeichnis gestohlener Kunstwerke führe, das *Art Loss Register*. Ob er das Wägegewicht dort eintragen solle?

Lerch winkte ab: Es gehe ihm darum, sein Gut zurückzubekommen, ohne jemand blosszustellen. Hottiger solle einfach herausfinden, wer es genommen habe. Künstler steckten bekanntlich öfter finanziell in der Klemme, und er möchte nicht eine Karriere leichtfertig gefährden. Voreilig jemand verdächtigen wolle er natürlich nicht, fügte er hinzu; Hottiger solle alle genau gleich überprüfen; und dann wiederholte er: man wisse schliesslich nie.

Ein älteres Ehepaar trat in die *Weinstube*, entledigte sich umständlich der Wintermäntel und setzte sich an den Tisch nebenan. Draussen fiel wieder Schnee. Die Serviertochter brachte den Dôle. Hottiger lehnte sich zurück, entspannte sich – so konnte er besser nachdenken.

Nach dem Besuch bei Lerch, als er am Dufourplatz auf den Bus in die Stadt wartete, war ihm einiges seltsam vorgekommen. Klar schien, dass der Nationalrat weniger auf die Karriere der Künstler Rücksicht nahm als auf seine eigene. Nach der in diesem Punkt auffallend präzisen Schilderung seiner Lebensgefährtin hielten die beiden Stephan Escher für den Verdächtigen: Er allein hatte Gelegenheit gehabt, unbemerkt die Vitrine zu öffnen, und ein Mann, den der Nationalrat als seinen Mitarbeiter bezeichnete, war sicher schon in seinem Büro gewesen und wusste, wo sich der Schlüssel befand. Das wäre dem Boulevard eine Schlagzeile wert, überlegte Hottiger: *Kantonalsekretär bestiehlt Nationalrat* – ziemlich das Letzte, was Lerchs in letzter Zeit arg gebeutelte Partei brauchen konnte.

Im Bus zückte er sein Notizbuch, schrieb den Spruch neben Eschers Adresse. Andererseits – Hottiger zögerte – warum sollte ein junger Parteikader das tun? Gewiss, der Job war nicht fürstlich bezahlt; gerade deshalb zog er in der Regel Karrieristen an, die zeigen wollten, was sie konnten, um danach rasch weiterzukommen. Dass Escher seine Laufbahn mit einem idiotischen Diebstahl aufs Spiel setzte, schien unwahrscheinlich. Hottiger drehte an seinem Kugelschreiber und malte ein grosses rotes Fragezeichen neben die fiktive Schlagzeile.

Beim Aussteigen am Bellevue hatte er danach zum ersten Mal die Melodie gehört, die jetzt bruchstückhaft auch durch die *Weinstube* zog. Am Rondell spielten stets Strassenmusikanten, oft auf jeder Seite einer, und wenn man in der Mitte stand, hatte man einen schauerlichen Mix in den Ohren: peruanische Flöten links, und rechts mit klammen Fingern gekratzte rumänische Zigeuner-geigen. Oder eben dieses nebelhafte Saxophon.

Erst ein paar Tage später, nach dem Besuch in Linus Kälins Galerie, dachte Hottiger darüber nach. Bereits bei der Überprüfung der Adresse hatte er überrascht festgestellt, dass Kälin nicht mit zeitgenössischer Malerei, sondern mit afrikanischer Kunst handelte. So besorgte er sich einen Katalog des Rietbergmuseums und entschied anhand der Abbildungen, wonach er sich erkundigen

wollte: nach einem Maskenaufsatz der Bambara, als Abschiedsgeschenk für einen Chef, der solche Dinge sammelte. Das wirkte glaubwürdiger, als wenn er selber den Kenner mimte und sich mit seinem Unwissen blamierte. Die Bambara lebten laut Bildlegende in Mali – auf diese Weise konnte er diskret nach einem Edelmetallobjekt als Alternative fragen.

Eine freundliche Gehilfin des auf einer Auktion abwesenden Galeristen empfing ihn. Man handle bloss mit Werken, die garantiert echt seien und von denen man wisse, woher sie kämen, betonte sie, vor allem nichts aus Bürgerkriegsgebieten, wo Museen geplündert würden. Einen Maskenaufsatz, wie Hottiger ihn brauchte, hätten sie im Moment nicht – ob es eilig sei? Man könnte danach suchen.

Er gab sich in der Wahl des Objekts flexibler als beim Termin, und darauf zeigte die Gehilfin ihm die ganze, luxuriös eingerichtete Galerie, wo jede ausgestellte Skulptur mit einem Spot angestrahlt war. Goldschmuck führe man fast nie, betonte die junge Frau auf Hottigers Frage; höchstens ausnahmsweise, als absoluten Gelegenheitskauf. Man habe solche Objekte auch nicht im Laden, aus Sicherheitsgründen, und sowieso müsse er dafür mit Herrn Kälin persönlich sprechen. Sie schrieb ihm die Handynummer des Galeristen auf einen Prospekt. Hottiger überlegte unterdessen, wo er den Ausdruck «absoluter Gelegenheitskauf» schon gehört hatte.

Als er von der unweit des Kunsthhauses gelegenen Galerie die Rämistrasse herabkam, klang ihm die Saxophonmelodie auf einmal sehr penetrant im Ohr. Unwillkürlich summte er mit: Zum ersten Mal seit er Lerchs Auftrag übernommen hatte, roch es nach Verdacht.

In Sachen Pit Lehner erinnerte er sich an Sophie Benelli. Die war einst, als sie noch Sophie Abächerli hiess und Fifi gerufen wurde, ein paar Wochen seine Freundin gewesen, irgendwann gegen Ende der Sekundarschule, und periodisch liefen sie einander im Kino über den Weg, wo sie – obwohl verheiratet – meist allein oder mit einer Freundin hinkam. So wusste er, dass sie auf dem Sekretariat der Hochschule der Künste arbeitete, als Wiedereinsteigerin, seit ihre Töchter gross waren. Sophie gab ihm, als er sie im Büro anrief, ohne Zögern die Adresse des jungen Künstlers. Die weiteren Auskünfte kosteten ihn zwei sündhaft teure Capuccinos im *Schober* sowie das Anhören eines längeren Monologs über Sophies Ehemann, einen Garagisten, der seine Abende ausschliesslich bei Fussball vor dem Fernseher zu verbringen schien. Dafür bekam Hottiger eine Kopie von Lehnners Personalakte (nur für dich – nicht, dass du die jemandem zeigst, gell Hotti! meinte Sophie dazu, ihn mit seinem Schülernamen anredend). Zum Schluss hatte sie ein paar Hinweise, die sie den anderen Sekretärinnen abgehört hatte: Lehner gelte als überdurchschnittlich begabt, sein Vater sei Anwalt. Drogen? Sophie schüttelte den Kopf: Unwahrscheinlich,

er unterrichtete ab und zu als Aushilfe Zeichnen auf einer Steiner-Schule im Aargau ... Ja, Hotti, die Jungen sind heute oft ziemlich brav – nicht wie wir damals, gell! fügte sie hinzu und griff auf dem Tisch nach seiner Linken. Und Hottiger wusste nicht recht, ob ihm das peinlich war oder ganz im Gegenteil.

Als nächstes fuhr er zu Marek Kornell, der ein geräumiges umgebautes Bauernhaus in Berg am Irchel bewohnte, und trank Tee mit dem Professor und seiner Frau, einer Japanerin. Auch hier zog er die Masche mit dem Abschiedsgeschenk für einen kunstliebenden Chef durch, fühlte nach dem Interesse des Malers an exotischer Kunst, liess sich Nachwuchskünstler empfehlen; wie erwartet fiel dabei der Name Pit Lehner. Dann spielte er den Spiessigen, indem er Zweifel am Lebenswandel der Jugend säte: Sie brennen halt manchmal zu schnell aus, tat er bedauernd. Bei Kornell freilich biss er auf Granit: Um sich entwickeln zu können, bräuchten junge Talente Freiräume, sonst nichts. Diese Schiene führe nirgendwohin, fand Hottiger nach dem Besuch; die penetrante Wohlanständigkeit allenthalben ging ihm langsam auf den Nerv.

Blieb also Kälin: Angenommen, der Galerist handelte tatsächlich mit Werken aus Edelmetall und Lerch hatte sein goldenes Wägegewicht bei ihm gekauft, überlegte Hottiger, warum hatte der Nationalrat ihm das nicht gesagt? Vielleicht war die Herkunft der Objekte eben nicht immer so klar. Andererseits, warum sollte der Händler ein Stück zurückholen, das er selbst verkauft hatte? Und da kam es Hottiger plötzlich vor, als stünde er nicht mehr im Feierabendverkehr am Bellevue, sondern sässe in einem Bistrot auf dem Montmartre, wo der Preis der Getränke mit Kreide auf den Wandspiegel geschrieben war. Maître M. hatte darauf bestanden, dass Hottiger den letzten Abend in Paris als Tourist verbrachte. Nach einem Blick auf das steinerne Meer der Stadt, aus dem die bleich angestrahlten Türme von Notre Dame ragten, das Stahlgerippe des Eiffelturms, der Goldhelm des Invalidendoms, waren sie die Treppe unter der Sacré Coeur hinabstiegen, mitten durch einen Schwarm von Jugendlichen, die sich an dem milden Märzabend auf den Stufen versammelt hatten und, ein Dosenbier an den Lippen, eine kurzlebige Verbrüderung aller Völker feierten. Zuunterst an einer Hausecke fiel Hottiger ein kleiner Schwarzer auf, der selbstvergessen in sein Saxophon blies. Es kam ihm vor, als hätte er denselben Musikanten bereits am Nachmittag gesehen, am anderen Ende der Stadt, vor der Gare Montparnasse. Maître M. und er hatten dort einen Häusermakler besucht, der in den Versicherungsfall verwickelt war, mit dem Hottiger sich beschäftigte. Es war einer seiner ersten grossen Privataufträge gewesen, und ein Kollege hatte ihm Maître M. als Führer durch die Pariser Szene empfohlen. Hottiger wies ihn auf den Stufen vor der Sacré Coeur auf den Musikanten hin. Der Maître sog an seiner Pfeife, machte ein düsteres Gesicht und knurrte: *Mais, je l'ai bien vu.*

Erst im Bistrot erzählte er: Diesen kleinen Musikanten kenne er sehr wohl, habe ihn jedoch lange nicht mehr gesehen – seltsam, dass er jetzt hier auftauchte! Man nannte ihn P'ti Jean und wie viele Strassenmusikanten stand er im Verdacht, dass das Musizieren nur ein Deckmantel war, unter dem er ein anderes, zweifelhafteres Gewerbe betrieb. Die Polizei habe ihn gelegentlich gefilzt, aber Drogen fand man bei ihm keine. Vor ein paar Jahren seien nun eine Zeitlang im *Musée des Arts d'Afrique et d'Océanie* an der Porte Dorée laufend Ausstellungsstücke aus den Vitrinen verschwunden, bald ein Ritualbeil, bald eine Initiationsmaske oder eine primitive Harfe. Man schöpfte Verdacht, eine Diebesbande habe sich unter das Wachpersonal eingeschlichen und verhökere die Stücke auf dem Schwarzmarkt. P'ti Jean musizierte damals in den Gassen zwischen Bercy und Place des Nations, und deshalb kam das Kommissariat auf die Idee, er spiele in dem luschen Geschäft eine Rolle. Man habe ihn eingebuchtet (*coffré*, sagte Maître M., mit einem für ihn ungewohnt populären Ausdruck), doch der Richter setzte ihn mangels Beweisen auf freien Fuss. Seit da blieb P'ti Jean verschwunden, und die Diebstähle im Museum hörten von einem Tag auf den andern auf.

Nach der Heimkehr aus Kälins Galerie startete Hottiger seinen Computer und holte nach, was er bis dahin unterlassen hatte: Er konsultierte das *Art Loss Register*. Er gab den Namen Mali in die Suchmaske ein und erzielte ein halbes Dutzend Treffer, darunter Nummer 3: *Golden weight*. Stirnrunzelnd klickte Hottiger die Foto an: eine stilisierte Schildkröte, oval, circa 8 cm lang. Etwa so mochte das Stück aus Lerchs Vitrine ausgesehen haben. Daneben stand der Vermerk, dass das Gewicht zuletzt in Paris gewesen sei, im *Musée des Arts d'Afrique et d'Océanie*, und es wurde auf weitere Objekte hingewiesen, die vor rund fünf Jahren dort verschwunden seien. Am Ende gab es einen Link zu einem Artikel der *New York Times* über zwei uralte, wohl aus dem 18. Jahrhundert stammende hölzerne Ahnenfiguren der Yoruba, die ein anonymes Sammler dem Nationalmuseum in Lagos geschenkt hatte. Irgendwie kam die französische Botschaft dahinter, dass die eine aus dem Pariser Museum gestohlen worden war, die andere aus einer belgischen Privatsammlung. Der Fall war delikat: Zweifellos gehörten die beiden Statuen ursprünglich nach Nigeria und hätten als Kulturgut von nationaler Bedeutung das Land gar nie verlassen dürfen. Die französischen Behörden waren deshalb in der Zwickmühle, ob sie ihr Museumsstück überhaupt zurückfordern sollten, und der Artikel schloss mit der rhetorischen Frage, ob vielleicht diese Werke durch Diebstahl endlich in die Hände der rechtmässigen Besitzer gelangt seien.

Hottiger atmete tief durch. Natürlich war nicht sicher, dass Lerchs Wägewicht und jenes aus dem Pariser Museum dasselbe waren. Dennoch passte einiges zusammen: Lerch musste seine goldene Schildkröte nicht allzu lange

nach dem Tod seiner Frau erworben haben, also vor vier oder fünf Jahren. Damals konnte Diebesgut aus den *Arts d'Afrique* bereits gut auf dem Markt sein. Und in der Debatte um das Kulturgütertransfersgesetz hatte Lerch für eine fünfjährige Frist votiert, nach welcher solche zwielichtigen Käufe verjährten. Hottiger musste an die braunen Giebel der Altstadt denken, unter denen sich die Kunsthändler eingenistet hatten, zwischen Pfauen und Niederdorf, Lindenhof und Bahnhofstrasse: überall blanke Vitruinen, wo antike Vasen, ägyptische Statuetten und ostasiatische Keramik im warmgoldenen Spotlicht heimelig funkelten. Wie viele solche Galerien gab es in der Stadt? Die Schweiz, das hatte unlängst in der Zeitung gestanden, lag im internationalen Kunsthandel auf Platz vier, Zürichs Auktionshäuser gehörten zu den grossen der Welt. Und die Gesetze waren large. So hatte man zwar die Unesco-Konvention über den Transfer von Kulturgütern unterzeichnet, doch erst jetzt, dreiunddreissig Jahre nach jener Akte von Paris, wälzten sich die eidgenössischen Räte widerwillig durch eine Gesetzesnovelle, die den Vollzug ermöglichen sollte. Und Lerch, der Sammler von kleinen Kostbarkeiten zweifelhaften Ursprungs, hatte sich dabei auf die Äste hinausgelassen. Wenn irgendjemand das rauskriegte, war der Mann bei den Wahlen im nächsten Herbst geliefert.

Hottiger entschied sich für einen zweiten Besuch bei Kälin. Die freundliche Gehilfin vom letzten Mal war diesmal nicht in der Galerie: Ein blonder Student mit einem schmalen Mausgesicht sass beim Empfangstisch und rief nach Hottigers ersten Fragen gleich den Chef. Kälin führte den Besucher in sein rückwärtig gelegenes Büro.

Ihre Galerie ist mir von einem Geschäftspartner empfohlen worden, liess Hottiger bald nach Beginn des Gesprächs einfließen; von Herrn Nationalrat Lerch, ich glaube, Sie kennen ihn.

Ein Aufleuchten huschte über Kälins Gesicht: Wir sind seit vielen Jahren befreundet.

Beraten Sie ihn ab und zu? fragte Hottiger rasch.

Kälin wehrte ab: Es ist mir nicht gelungen, ihn vom Sammeln afrikanischer Kunst zu überzeugen.

Ich meine, auch in anderen Fragen, beharrte Hottiger.

Der Galerist wirkte verunsichert: Wir helfen einander, wo wir können.

Als Politiker ist man halt immer umstritten, tat Hottiger vage.

Sie sagen es! Kälin lächelte; und besonders in seiner Partei, mit all diesen rumorenden Jungtürken im Rücken. Lerch hatte es nicht leicht in der letzten Zeit. Hottiger schoss der Name Stefan Escher durch den Kopf, aber Kälin schien die Sache unangenehm zu werden, und so ging er darauf ein, als der Galerist das Thema wechselte. Er erzählte von der afrikanischen Maske, die er suchte, von möglichen Alternativen – ein Kleinobjekt aus Silber etwa –, und Kälin machte

Notizen. Aus dem Ärmel schütteln könne er das alles nicht, meinte er dann, er fliege allerdings morgen für ein paar Tage nach London und wolle sich in den grossen Auktionshäusern umsehen, wenn Hottiger ihm dazu den Auftrag gebe. Sie verblieben damit, dass der Kunsthändler ihn benachrichtigen sollte, sobald er einen Vorschlag hatte, per Mail oder per Anruf. Hottiger war alles recht: Er wollte raus aus der Galerie, ein paar Schritte gehen, nachdenken, vielleicht doch über diesen Stefan Escher, den Lerch sich geweigert hatte als seinen Freund zu bezeichnen: Nein, hatte er gesagt, der sei mehr ein Mitarbeiter.

Hottiger lehnte sich in seiner Holzbank in der *Weinstube* zurück. Der Zweier Döle leerte sich, und die Zeiger der Uhr an der Rückwand des Lokals rückten vor. Zwanzig Minuten blieben ihm, um sich alles noch einmal durch den Kopf gehen zu lassen, ehe drüben im Hauptbahnhof der TGV einlief und Maître M. den Perron herabkam, in seinem beigen Trenchcoat, die unvermeidliche Pfeife im Mundwinkel.

Die Telefonnummer des Maîtres hatte er als erstes hervorgesucht, als er von Kälin nach Hause gekommen war. Er musste einfach Genaueres wissen über die Diebstähle in den *Arts d'Afrique* – vielleicht waren die ja geklärt, das Beutegut längst wieder sicher in den Vitrinen.

Auf Hottigers Fragen zögerte M. zuerst und sagte bloss: *C'est bizarre*. Hottiger liess nicht locker und wies ihn auf die Geschichte aus der *New York Times* hin. Der Fall stehe nicht allein, meinte M. darauf; einer Universität in Kamerun hatte man kürzlich eine Königsmaske der Bamileke angeboten, die einem aus Paris verschwundenen Stück zum Verwechseln ähnlich sah. Da der geforderte Preis weit unter dem Marktwert lag, waren die Verantwortlichen hellhörig geworden und hatten nachgeforscht. Die *Arts d'Afrique* seien übrigens seit dem Sommer geschlossen; nun habe jedoch eine andere grosse ethnographische Sammlung, das *Musée de l'homme* im Palais de Chaillot, einen Drohbrief erhalten. Der anonyme Verfasser fordere die Rückgabe aller Werke aus den Kolonien – oder er werde selbst tätig. Die Direktion sei beunruhigt, denn wegen des bevorstehenden Umzugs auch dieser Sammlung an den Quai Branly habe man den Bau seit Jahren vernachlässigt; an mehr als einer Stelle regne es durch die Decke in die Säle – von modernen Sicherheitsstandards keine Spur. Und P'ti Jean (bislang habe er gezögert, seine Freunde von der Polizei darauf aufmerksam zu machen, meinte der Maître, ein bisschen was dürften die schon selber merken), P'ti Jean sei in die Stadt zurückgekehrt. Er habe ihn im September in den Gärten unter dem Trocadéro spielen sehen.

M. zögerte einen Moment, und Hottiger kam es vor, als hörte er, wie in einem dieser fernen Radiosender, die manchmal in alten Telefonleitungen brummen, das Saxofon, das ihn verfolgte, seit er diesen Fall übernommen hatte: P'ti Jean, nach dem er sich jedes Mal zu spät umdrehte.

Und plötzlich sagte M.: Ich kann am Freitagabend nach Zürich kommen – ist Ihnen das recht?

Hottiger hatte aufgeatmet, und dabei war er am Mittwochabend, als er mit dem Pariser Anwalt telefonierte, noch ahnungslos gewesen, was ihn am folgenden Morgen erwartete. Von Lerchs Gästeliste hatte er sich ja den Hauptverdächtigen aufgespart, diesen Stephan Escher, auf den sich die Andeutungen Kälins über Probleme von Nationalrat Lerch mit den Jungtürken in seiner Partei irgendwie beziehen mussten. Natürlich durfte Hottiger nicht einfach die Verdächtigungen seiner Auftraggeber übernehmen. Gerade deshalb hatte er das ganze Umfeld abgetastet, ehe er sich den Kantonalsekretär vorknöpfte. Aber lohnte sich das jetzt noch, nach dem Telefon mit M.?

Allein er wusste, was sich gehörte, und rief bei Escher an. Er gab sich als Reporter des *Anzeigers von Uster* aus: Man plane Porträts aller Kantonalsekretäre der Regierungsparteien, im Hinblick auf den Wahlkampf im Herbst, Interviews mit persönlichem Touch, mit Foto in privater Umgebung. Escher biss sofort an: Ob er am Donnerstag früh vorbeikommen wolle?

Am nächsten Morgen, kurz nach acht Uhr, stieg Hottiger am Bellevue in den Bus, der ihn zu Escher bringen sollte. Auf der Höhe der Kreuzstrasse klingelte sein Handy. Es war Lerch, offenbar auch unterwegs, im Hintergrund war Lärm zu hören, Lautsprecherdurchsagen, wohl von einem Bahnhof: Der Fall hat sich erledigt, meldete der Nationalrat; Sie brauchen sich nicht weiter zu bemühen.

Haben Sie Ihre Schildkröte wiedergefunden? fragte Hottiger, ein bisschen überrascht und um Worte ringend, die den Mitfahrenden im Bus nicht auffielen.

Ich sage Ihnen, der Fall hat sich erledigt, wiederholte Lerch; schicken Sie mir einfach eine Rechnung. Und dann war die Verbindung unterbrochen.

Einen Augenblick zögerte Hottiger: Sollte er Escher anrufen und absagen? Und bei Maître M., der gewiss schon das Zugbillet nach Zürich gekauft hatte? Am Dufourplatz stieg er schliesslich nicht in den Bus in die Gegenrichtung, sondern ging die Strasse hinauf zu Eschers Wohnung. Der Novembermorgen war trüb, die Luft roch nach Schnee und die Lichter drunten um den See waren in der Dämmerung noch nicht ganz verblasst.

Eschers Wohnung lag im unteren Geschoss eines an den Hang gebauten Hauses, und hinter den Gardinen war Licht. Doch als Hottiger läutete, öffnete niemand. Einen Augenblick glaubte er, Schritte zu hören. Oder war es eine Amsel, die im Gartengebüsch um die Ecke raschelte? Er wartete zwei Minuten, klingelte nochmals, das Läuten klang deutlich – unmöglich, dass Escher ihn nicht hörte. Hottiger fand das seltsam, griff nach seinem Handy. Drinnen schellte Eschers Telefon, dann schaltete der Beantworter ein. Eigenartig, wie gut man die Geräusche aus der Wohnung hörte, hier in diesem stillen Quartier,

dachte Hottiger. Er trat einen Schritt von der Tür zurück, fasste die erleuchteten Fenster ins Auge, und da bemerkte er, dass eines einen Spaltbreit offenstand.

Dass er eingestiegen war, warfen ihm die Leute von der Kapo nachher nicht vor. Es hätte ja sein können, dass er nicht zu spät gekommen wäre, meinte der Staatsanwalt, als sie zusammen in Eschers Schlafzimmer standen. Im übrigen versicherte Hottiger den Männern vom Spurendienst, dass er nichts angerührt habe. Der Kantonalsekretär lag immer noch so neben dem Bett, wie er ihn gefunden hatte, bäuchlings, in seinem blaurot gestreiften Seidenpyjama, den rechten Arm ausgestreckt. Einzig die Blutlache unter seiner Brust hatte sich weiter über das gebohnerte Parkett verbreitet. Auf der Bettkante lag das Buch, in dem er zuletzt gelesen haben musste – ein amerikanischer Bestsellerroman, wie es schien: *Black Athena* stand auf dem Titel. Bloss dass zwischen den Fingern von Eschers rechter Hand eine kleine Schildkröte aus Massivgold gesteckt hatte, die nun in Hottigers Jackentasche war, das brauchten die Kantönler nicht zu wissen.

Die Saxophonmelodie, die ihn diesen Morgen wieder verfolgt hatte, war endlich verstummt. Als er nach dem Anruf bei der Kantonspolizei ans offene Fenster trat, hatte er sie noch einmal gehört, als verwehte sie leise die Strasse hinab. Und dass sie heute Abend im Hauptbahnhof zurückgekehrt war, das machte Hottiger keine Sorgen mehr: Bald stünde M. vor ihm, dann würde er ihm das kostbare Objekt aushändigen – und der Maître, der wüsste nicht nur all die Fäden zu entwirren, die ihm, dem kleinen Privatdetektiv aus der Provinz durcheinander geraten waren, sondern auch zu entscheiden, wo es hingehörte.

Virgilio Masciadri lebt in Aarau, ist Mitherausgeber der Literaturzeitschrift *orte* und schreibt Musiktheater-Libretti, Lyrik und Kriminalromane (*Schnitzeljagd in Monastero*, 2003; *Dämonen im Murimoos*, 2009).